

«Ein schlecht gebautes, menschenleeres Städtchen ... aber die Aussicht ist göttlich.» Luzern und die Fremden vor dem Boom

Vortrag von Prof. Dr. Valentin Groebner, gehalten am 18. September 2019 im Rahmen der Ringvorlesung «Stürmische Zeiten» an der Universität Luzern

Jon Mathieu hat bei seinem ersten Vortrag letzte Woche¹ wunderbare Bilder gezeigt: Ich werde das nicht tun, weil die Bilder, von denen ich rede, direkt gegenüber im Kunstmuseum² zu sehen sind, und ich würde Sie auffordern, sich das, wovon ich rede, nachher drüben im Original anschauen zu gehen. Mir scheint ausserdem, dass die wirksamsten Bilder diejenigen sind, die sich nicht in Museen befinden, sondern *in* den Köpfen der Betrachter – und um die wird es heute gehen.

Museen, schreibt die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy in ihrem neuen Buch, sind Zeitmaschinen. Hier treffen unterschiedliche Zeiten aufeinander: Erstens unsere eigene, die Zeit der Besucher. Zweitens die Zeit, in der die Objekte entstanden sind – also die Bilder von William Turner, in unserem Fall. Und eine dritte Zeit oder Zeit-Zone, von der Bénédicte Savoy schreibt, dass sie meist unsichtbar ist, nämlich die Zeit des Museums selbst.³ Denn Museumsobjekte sind ja nicht immer schon im Museum gewesen. Seine Gemälde und Aquarelle hat Turner erst einmal für seine eigenen Verkaufsräume gemalt, die er schon 1803 eröffnet hat, und für die spektakulären Verkaufsausstellungen in der Royal Academy und anderswo, und natürlich für die Privatwohnungen seiner wohlhabenden Kunden.

¹ Jon Mathieu, emeritierter Titularprofessor für Geschichte mit Schwerpunkt Neuzeit, hatte am 11. September 2019 im Rahmen der Ringvorlesung zu «Schrecklich-schöne Alpen: J. M. W. Turners «delightful horror»-Bilder von 1802–1812» gesprochen.

² «Turner. Das Meer und die Alpen», Kunstmuseum Luzern, 6. Juli bis 13. Oktober 2019

³ Bénédicte Savoy: Museen. Eine Kindheitserinnerung und die Folgen, Köln 2019, S. 18 ff.

Genau dieses *business* – Bilder als Waren – bringt jedes Museum mit grosser Sorgfalt zum Verschwinden. In der Zeit des Museums – einer ganz besonderen Zeit – darf nur vom Versicherungswert der Bilder die Rede sein, und von wunderbarer Wiederauffindung und Wertschätzung nach Jahrzehnten von Vernachlässigung: Museen verstehen sich als Rettungsinstitutionen, als Reservate von besonders bedrohter Schönheit. Das kennen wir: Je stärker die Bedrohung von etwas hervorgehoben wird, desto intensiver können – oder sollen – die Besucher die Schönheit der Überreste von früher wahrnehmen.

Und ganz ähnlich ist es mit der touristischen In-Wert-Setzung von altem Zeug. Tourismus hat mit dem modernen Museum sehr viel gemeinsam. Auch der Tourismus ist eine Zeitmaschine, in der unterschiedliche Zeiten aufeinandertreffen. Und auch der Tourismus entsteht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es ist extrem verlockend, den Aufstieg von William Turner zum erfolgreichen Maler mit der Formation dieser gewaltigen arbeitsteiligen Maschine parallel zu schalten, die nach dem Ende der Napoleonischen Kriege in Europa immer grössere Menschenmengen in Bewegung setzte – nicht zuletzt aus England, genau die wohlhabenden Leute, für die Turner seine Bilder malte. Sie reisten dorthin auf den Kontinent, wo es besonders schön und eindrucksvoll war, wo man besonders intensive Erlebnisse haben konnte: nach Italien, an den Rhein, und vor allem in die Schweiz.

Denn dort gab es eine besondere Attraktion, den «delightful horror», von dem Jon Mathieu letzte Woche hier gesprochen hat, die Alpen als das grosse romantische Gefühlserzeugungsaggregat schlechthin. Diese Landschaftssensationen und die älteren romantischen Vorstellungen von den Bergen als Hort der Freiheit, als Heimat urchiger, selbstverwalteter und natürlich freiheitsliebender Hirten machten die Schweizerreisen der Gebildeten seit den 1770 Jahren immer populärer. Goethe zum Beispiel ist gleich drei Mal in die Schweiz gereist, 1775, 1779 und 1797, als einer von vielen. Ihm ging es noch nicht um da Erhabene, sondern eher um etwas, was wir heute «fun» nennen würden – in einem Brief beschrieb er übermütiges Nacktbaden in einem Schweizer See und die heftige Reaktion und der schockierten Einheimischen, die ihn daraufhin mit Steinen bewarfen. Luzern hat er nur kurz passiert und in einem Brief das Pfyffersche Alpenmodell als eine ganz besondere Sehenswürdigkeit gelobt. Den Rest der Stadt liess er unerwähnt.

Andere Reiseberichte waren detaillierter, aber nicht unbedingt positiv. Die Stadt, so der englische Reisende William Coxe 1776, habe keine dreitausend Einwohner, keine Manufakturen oder Industrie. «Die Strassen sind schlecht gepflastert und krumm», schrieb der französische Gelehrte Roland de la Platière zwei Jahre später; aber die Stadt habe eine herrliche Lage. Die Einwohner kleideten sich nach französischer Art; die Alten trügen sogar noch Perücken.

In fast allen diesen Reiseberichten über Luzern, die Franz Zelger 1933 in einem lesenswerten Buch versammelt hat, ist auffallend viel von den Frauen die Rede. Denn die waren offensichtlich für die Autoren Teil der Attraktivität der Stadt, mit ihrem Aussehen und den Kleidern, die sie trugen. Die französische Mode der jungen Damen erwähnt auch der Göttinger Professor Christoph Meiners 1782. Er lobte das Pfyffersche Alpenmodell, für die Stadt fand er aber wenig freundliche Worte. Es gäbe darin keine Gegenstände, die einen neugierigen Reisenden aufhalten könnten. Die Gemälde auf den Brücken seien von sehr unterschiedlicher Qualität; die Brücken selbst machten aus der Entfernung wegen ihrer Länge einigen Eindruck, aus der Nähe fände man sie aber «enge, stinkend, ohne alle Pracht» und nicht sehr sicher, weil «sehr mittelmässig aus Holz gebaut».

Auch der Schaffhauser Pfarrer Johann Georg Müller bemerkt in seiner «Reise durch etliche Cantone der Schweiz» 1789 die Dominanz der französischen Kleidung auf – «übertrieben», meint er, «und an Geschmack fehlt es». Und er notiert kritisch die Einschränkungen des Bürger- und Wahlrechts, die den Untertanen alle politischen Rechte entziehe. Der französische Reisende François Robert 1790 wird noch ein bisschen deutlicher. Es gäbe in der ganzen Stadt kein einziges bemerkenswertes Gebäude. Die «geistliche polizey» – er meint das strenge katholische Regiment – erzeuge «eine gewisse steife Strenge, die durch Fügung der Regierung in gehässige Tyranney ausartet. So vorteilhaft Luzern von der Seeseite anzusehen sei, so traurig sei sie im Inneren. Die Wissenschaften stünden übrigens auf sehr schlechtem Fuss in der Stadt: «In dieser Hauptstadt frägt man umsonst nach einem Buchladen.» Der gelehrte Mainzer Professor Karl Spazier urteilte in seinen «Wanderungen durch die Schweiz» aus demselben Jahr über Luzern ähnlich streng: «Weder gross noch schön.»

Dafür konnte man im Luzerner Zeughaus das durchlöchernte Kettenhemd des Habsburger Herzogs Leopold aus der Schlecht von Sempach und den durchlöchernten Helm von Huldrych Zwingli aus der

Schlacht von Kappel besichtigen; auch wenn die Reisenden die «engen Gassen und altfränkischen Gebäude» beklagten. Arthur Schopenhauer wurde in seinem Reisetagebuch 1804 noch ein bisschen deutlicher: «Ein kleines, schlecht gebautes, menschenleeres Städtchen. Aber die Aussicht ist göttlich.»

Ganz falsch lagen die Reisenden nicht. Eine anonym erschienene Denkschrift des Luzerner Aufklärers Joseph Anton Felix Balthasar, der die Besteuerung der Klöster und die staatliche Oberhoheit über das kirchliche Eigentum gefordert hatte, wurde 1769 durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt und die Asche in die Reuss gestreut. Sein Sohn Josef Anton Xaver Balthasar gründete 1787 eine Lesegesellschaft, in der Wohlhabende gegen hohe Mitgliedergebühren Bücher und Zeitschriften ausleihen konnte – allerdings unter obrigkeitlicher Kontrolle: 1792 verlangte der Luzerner Rat, dass alle Schriften über die Französische Revolution sofort entfernt werden sollten.

Die idyllische freiheitsliebende Schweiz, das Sehnsuchtsziel aller romantisch gestimmten Reisenden von Goethe bis William Turner – und noch lange danach – war aus der Nähe betrachtet alles andere als idyllisch, und auch nicht besonders freiheitlich, sondern geprägt von heftigen inneren Konflikten zwischen Konservativen und revolutionär gestimmten Reformern. Während die Alpenidyllen unverändert ewige Natur feierten, fanden rund um den Vierwaldstättersee rasante Umbrüche statt: Umsturz des Ancien Régime 1798, Besetzung durch französische Truppen, Wiederherstellung der alten Ordnung 1815 und die Wende zur liberalen Ordnung 1831, die Luzern als einziger Innerschweizer Ort mitmachte.

Und die Reiseberichte? Das 1836 erschienene Buch «Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte, in Originalansichten dargestellt» pries in seiner Einleitung die «besondere Anmut» der Schweiz, «die romantischen Einsamkeiten ihrer Gebirgswelt», «die milde und wilde Pracht der Natur» und «der Odem der Freiheit, der durch die 22 Republiken weht». Das Buch wollte Reiseführer sein und wandte sich explizit an auswärtige Leser.

Luzern war darin prominent vertreten. «Wenn irgendwo», so beginnt das entsprechende Kapitel, «die Natur» (das weibliche Geschlecht ist auch hier wichtig) «in ihren Landschaftsgebilden mit poetischer, wollüstiger Trunkenheit gearbeitet zu haben scheint, dann in den nächsten Umgebungen

der Stadt Luzern. Diese» – und das muss man schon wörtlich zitieren, scheint mir, «von den heimatlichen Hügeln umarmt, ruht voll anmutigen Stolzes am Busen ihres prachtvollen Sees. Als wäre sie sich ihres romantischen Reizes bewusst, spiegelt sie Tempel, Ringmauern, Gebäude und Thürme in seiner Klarheit. Mit seladongrünen Wellen tritt der Reussstrom aus ihm hervor und trennt die Stadt in zwei Hälften, die von mehreren Brücken wieder zusammengeschnürt sind, gleich dem Mieder eines Mädchens von schmalen Nestelbändern.»

Natur und Stadt als verlockendes erotisiertes Dekolleté – so viel zum männlichen Blick auf touristische Paradiese. Nach der verweiblichten Stadt kommt der Autor auf ihre Bewohnerinnen. «Die Mädchen glichen in ihrer Tracht herumwandelnden Blumen», schreibt er weiter, «oder sie scheinen durch den Regenbogen gelaufen zu sein, dessen Farben an ihnen hangen blieben.» Die Hauptstadt dagegen – und jetzt wechselt das Register – «ist einfach und glanzlos gebaut. Sie soll früher grösser und volkreicher gewesen sein als heute.» Sie zähle nur 330 stimmberechtigte Vollbürger, Ortsbürger, wie der Autor erklärt, und nur die hätten politische Teilhaberechte und Anteile am Gemeindevermögen; nicht aber die Gemeindeglieder, von denen es 1833 über 800 gäbe; Schweizer aus anderen Kantonen und die zahlreichen Ausländer hätten überhaupt keine staatsbürgerlichen Rechte. Das käme von der Geschichte der Stadt: «Genuss und Recht der Herrschaft war in eine Art Erbgut weniger angesehener Familien verwandelt worden: So ward die Aristokratie oder vielmehr Oligarchie vollendet.» Der Einmarsch der Franzosen habe ihren Untergang bewirkt; 1814 sei ihre Wiederherstellung versucht worden; erst die Regeneration 1831 habe sie endgültig zum Verschwinden gebracht.

Der Mann, der das schrieb, hiess Heinrich Zschokke, und er kannte sich aus: Er hatte von 1798 bis 1801 in verschiedenen Ämtern für die Helvetische Regierung in Luzern gearbeitet, schrieb Romane und zu seinen Lebzeiten sehr erfolgreiche Erzählungen, 1801 eine «Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Bergkantone» und war sein Leben lang kämpferischer und ziemlich radikaler Liberaler – ein entschiedener Gegner des Ancien Régime und der Konservativen, und natürlich entschiedener Befürworter der Aufhebung der Klöster im Aargau 1841.

Ich zitiere deswegen aus seinen berühmten (und sehr erfolgreichen) «Klassischen Stellen der Schweiz», weil sie in den Jahren geschrieben werden, in denen sich neue dramatische

Veränderungen anbahnten. Während Zschokke an seinem Buch arbeitete, eröffnete der Geschäftsmann Xaver Grob 1834 das Hotel zum «Schwanen», das erste Hotel, das nicht mehr auf die alte Stadt und die Reuss ausgerichtet war, sondern auf den See und auf die Berge. Noble Herbergen hatte es schon vorher gegeben, aber die boten nur die Aussicht auf enge Nachbarhäuser. Ermöglicht wurde der Schwanen durch einen Grossbrand Unter der Egg, dem sein Vorläuferbau und eine ganze Häuserzeile zum Opfer fielen. Der Unternehmer kaufte das neue Grundstück an der anderen Seite der Stadt, liess die alten Gebäude, die im Weg standen, abreißen – unter anderem ein Viertel der Kapellbrücke und das Eingangstor zur noch längeren Hofbrücke – und schüttete das flache Seeufer mit dem Schutt des Stadtbrands auf. Und weil die mittelalterliche Hofbrücke den Gästen in seinem noblen Schwanen-Hotel die Aussicht nach Süden versperrten, erwirkte der Hotel, dass sie 1835 vor seinem Haus abgerissen wurde – genau rechtzeitig vor Eröffnung der Sommersaison.

Während Zschokke schrieb, war auch die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz, 1835. Sie lobte die dramatischen Landschaften und Lichteffekte – auch bei ihr kommt ein wilder Schneesturm vor, «delightful horror». Ironisch bemerkt sie aber, wie sehr Reisen zum sozialen Pflichtprogramm der Wohlhabenden geworden sei: «Man muss sein Leben auf Reisen zubringen, je nach den Verhältnissen umherfahrend wie ein Luftballon. Nur die Todkranken und die Bewohner der Narrenspitäler dürfen zu Hause bleiben.» Und die allzu theatralischen Inszenierungen störten sie. «Es macht nur wenig Spass, einer Schweizerin» (da ist sie wieder, als Attraktion) «fünf Batzen zu geben, damit sie sich in ihre eigene Nationaltracht maskiert.»

Die unberührte Alpennatur ist nicht das Gegenteil der touristischen Erschliessung. Sondern entsteht überhaupt erst dadurch, dass die Touristen kommen und sie sehen wollen. Luzern ist ein schönes Beispiel dafür, dass Tourismus – die Sehnsucht nach dem romantischen Erleben des Ursprünglichen – genau dieses Ziel der Sehnsucht verändert, und zwar ziemlich radikal. Denn das zeigen die Bilder von William Turner. Was auf ihnen abgebildet wird – die Uferpromenade von Luzern etwa, für zahlungskräftige Kunden, die sich ein Aquarell oder ein Ölbild des erfolgreichen Mitglieds der Royal Academy leisten konnten – wird umgekrempelt dadurch, dass sie abgebildet und vervielfältigt wird. Die Bilder verändern das, was sie vermeintlich zeigen. Das gilt auch für das Plakat der Ausstellung im Kunstmuseum: Die Aussicht von Turners Zimmer im Hotel Schwanen – «The

Blue Rigi», jetzt im Kunstmuseum zu sehen und gegenwärtig das teuerste Aquarell der Welt, soweit ich weiss, 5 Millionen Pfund – war erst durch den Abriss der mittelalterlichen Stadtbefestigung möglich geworden. Tourismus wurde durch touristische Bilder angekurbelt und erzeugte selbst neue touristische Bilder.

Tourismus besteht aber nicht nur aus Bildern, sondern aus Infrastrukturen – aus Verkehrsmitteln. Im selben Jahr 1836, in dem Zschokkes Buch erschienen war, wurde in der Zürcher Maschinenfabrik Escher-Wyss jenes Dampfschiff namens «Stadt Luzern» gebaut, das 1837 den Betrieb auf dem Vierwaldstättersee aufnahm. Binnen weniger Jahrzehnte hatten die Dampf- die Segelschiffe verdrängt, und Turner war im Wortsinn der Augenzeuge und malerischer Chronist dieser Verkehrsrevolution, in den Alpen wie auf dem Meer. Im selben Jahr 1836 gab der liberale Luzerner Stadtrat beim renommierten Basler Architekten Melchior Berri einen Plan in Auftrag, der die radikale Neugestaltung des Seeufers zwischen Schwanen und Hofkirche vorsah; den Bau von monumentalen klassizistischen Luxushotels – gleich fünf Stück! – und den kompletten Abriss der Hofbrücke.

In den 1840er-Jahren, in denen diese Pläne von privaten Investoren vorangetrieben wurden, wurde der Kanton Luzern von heftigen Unruhen erschüttert. Die neue katholisch-konservative Kantonsregierung schränkte die Pressefreiheit scharf ein, die Debatte um die Wiederezulassung des Jesuitenordens mündete in Propagandaschlachten zwischen Gegnern und Befürwortern, bis die radikalen liberalen Freischaren 1844 und 1845 in zwei Versuchen den offenen militärischen Konflikt suchten – und unterlagen. 104 (oder 105) Tote, rund 2000 Verhaftete, beschlagnahmte Häuser und Geschäftslokale, 755 Verurteilungen; das alles vor dem Hintergrund einer Wirtschaftskrise und extrem gestiegener Lebensmittelpreise angesichts von Missernten. Die Geschichte der politischen Polarisierung im Kanton Luzern und des letzten religiösen Bürgerkriegs in der Schweiz, des Sonderbundskriegs 1847, werden im Oktober in dieser Vorlesungsreihe noch ausführlich vorkommen. Ich erwähne sie hier, weil sie den Hintergrund bildet (einen unsichtbaren Hintergrund) für die idyllischen und dramatischen Bilder von der Schweiz als hochalpine Freiheitsidylle, um die es in der Ausstellung im Kunstmuseum geht.

Denn der Maler William Turner ist «der professionelle Tourist», wie der Kunsthistoriker John Gage vor 30 Jahren geschrieben hat. Und Tourismus hat zu Veränderungen ein ambivalentes Verhältnis. Die «Fremdenindustrie», wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dann heissen wird, lebte – und lebt – erstens von Bildern von vermeintlich zeitlosen ewigen Idyllen, seien es freiheitsliebende Hirten und Hirtinnen mit anmutigem tiefem Dekolleté als Verkörperungen der Natur und ihrer unterschiedlichen Busen und Blüten; oder Seen, Berge und Gletscher als schaurig-ewige *special effects*.

Zweitens beruhte – und beruht – Tourismus auf radikaler Beschleunigung; Beschleunigung von Verkehrsmitteln, Städten und Menschen. Der aus dem Sonderbundskrieg siegreich hervorgegangene liberale Schweizer Bundesstaat hat den Eisenbahnbau vorangetrieben und jenes Verkehrsnetz geschaffen, auf dem die Touristen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Schweiz bereisten. Die Suche nach der stehengebliebenen Idylle von früher – Hirtinnen, Seen, Hochgebirge – und die technische Beschleunigung widersprechen sich nämlich überhaupt nicht: Sondern sie verstärken einander vielmehr gegenseitig. Seither will sich der Tourist im Wesentlichen von sich selber erholen. Dazu braucht er die Gegenwart des Vergangenen, aber bitte komfortabel zu erreichen.

Die Jahrzehnte zwischen Turners erster Reise in die Schweiz 1802 und seiner letzten 1844 waren die Jahre der ersten Auswanderungswellen aus der bitterarmen Innerschweiz nach 1816, wo es nach dem «Jahr ohne Sommer», dem Ausbruch des Tambora-Vulkans, die letzten Hungertoten in der Schweiz gab. Es waren auch die Jahrzehnte der organisierten Vertreibung von landlosen Armen aus den Gemeinden, den sogenannten «Heimatlosen». Denn Heimat war kein Ort, sondern ein rechtlicher Status: Tausende, klagte ein Berner Regierungsrat 1850, seien «heimath- und rechtlos» gemacht worden. Ist das auch die alpine Idylle?

Und auch Luzern verwandelte sich nach 1850 weiter – aus der Stadt am Fluss wurde die Stadt am See. Abgerissen wurde nicht nur der Rest der Hofbrücke, sondern die Stadtbefestigung mit ihren 30 Türmen (mit Ausnahme der Museggmauer, die war niemandem im Weg); abgerissen wurde auch ein Viertel der Kapellbrücke. Drei prominente Bürger, immerhin ein Ratsherr, der Stadtarchivar und der ehemalige Finanzdirektor, die den Abriss in einem offenen Brief als «Barbarismus» bezeichnet und dagegen protestiert hatten, wurden vom liberalen Stadtrat wegen übler Nachrede verklagt und

verurteilt. Die weit überwiegende Mehrzahl der Stadtbewohner war für den Abriss der Türme, Brücken und alten Häuser: «Die Abtragung der mittelalterlichen Kolosse», so eine amtliche Verlautbarung 1855, werde als Befreiung und Verschönerung empfunden.

Denn die Altstadt war noch nicht schön. Leo Tolstoi, 1857 auf einem längeren Sommerurlaub in der Schweiz, beschrieb in seiner Erzählung «Luzern» die Altstadt als düsteren Ort. «Enge, schmutzige Gassen ohne Beleuchtung», in denen der Held seiner Novelle betrunkenen Arbeitern und armen wasserholenden Frauen begegnet – was für ein Gegensatz zu den lichtdurchfluteten «prachtvollen fünfstöckigen Gebäuden» der Hotels am See, wo er Quartier genommen hatte. Die Altstadt war eben nicht immer schon da, sondern entsteht erst mit der gewaltigen Beschleunigung, die sie zum pittoresken (oder hässlichen) Überrest macht: Anders gesagt, das alte Luzern ist genauso alt wie das Grand Hotel, die Eisenbahn und die Fotografie.

Ein Freund und wirkungsvoller Förderer und Bewunderer William Turners, der britische Kunstschriftsteller und Reisende John Ruskin, hat dieses besondere Verhältnis zwischen dem intensiven touristischen Erlebnis und seiner Bedrohung – oder Rettung – schon sehr früh auf den Begriff gebracht. Den ersten Band seiner berühmten Buchreihe «Modern Painters» hatte er den Bildern William Turners gewidmet; im vierten Band beklagte er 1856 die Zerstörung der Schönheit der Berge durch ihre unzähligen Besucher, rund um den Mont Blanc bis ins Berner Oberland und der Innerschweiz. «Ich kann vorhersehen», schrieb er, «dass binnen weniger Jahre die Stadt Luzern nur noch aus langen Reihen von gleichförmigen Hotels bestehen wird. Ihre alten Brücken werden abgerissen und durch eine neue aus Stahl über die Reuss ersetzt sein. Am Ufer des Sees wird eine Fussgängerpromenade entlangführen, mit einer deutschen Blaskapelle, die in einem chinesischen Tempel am hinteren Ende aufspielen wird; und dort werden all die aufgeklärten Reisenden, Repräsentanten der europäischen Zivilisation, sich im Angesicht der Alpen an jedem Sommerabend auf ihre moderne Weise amüsieren – beim Totentanz.»

Das ist er wieder, der «delightful horror», nur mit einem neuen Objekt der romantischen Lust am Schauern, am Untergang. Tourismus ist von Beginn an die Industrie des schlechten Gewissens angesichts der Zerstörung durch die eigene Schaulust am Alten. Diese schaurige Schaulust ist in der DNA des Tourismus fest verankert, und Turner hat sie in seinen Bildern so effektiv visualisiert

– für genau jenes zahlungskräftige reisende Publikum, das italienische Ruinen, dramatische Meeresküsten und Hochgebirgsgletscher eben auch live sehen wollte, mit Dampfschiff und Eisenbahn. Denn er konnte ja nicht nur Alpen und Meer, sondern – in der Ausstellung weniger präsent – Rom und Venedig, die beiden anderen Hauptstädte der Lust an der Ruine und der grossartig-melancholischen Überreste von früher.

Tourismus ist seither eine bilderproduzierende Endlosschleife, die vertraute traditionelle Destinationen und ihre Wahrzeichen ebenso vervielfältigt wie neue Sehenswürdigkeiten. Auch das ist schon den Reisenden vor 150 Jahren aufgefallen. «Unser Jahrhundert», schrieb der französische Schriftsteller Léon Forster 1860, «zeichnet sich durch die Leidenschaft des Reisens aus, und diese Leidenschaft wird mit jedem Tag noch lebendiger und glühender. Es ist eine gewaltige, allumfassende Bewegung. Alle Länder, die es wert sind, besichtigt und erforscht zu werden, sind pausenlos von Strömen von Reisenden übervölkert.»

Das ist das touristische Versprechen: Das pittoreske Szenario, in das man selbst wird eintreten können, das Bild des Schönen, das man besuchen kann. Tourismus beruht auf der Fiktion, dass die Besucher an einem bestimmten Ort – aber nur dort – in die Vergangenheit eintauchen könnten, aber ohne dass ihre eigene Zugehörigkeit (zur Moderne) bedroht oder in Frage gestellt wird. Denn das ist seit 150 Jahren das Versprechen des Reisens: wundersame Kontrolle über die Zeit, die für einmal nicht unablässig abläuft, sondern sich stillstellen lässt und nach Belieben zurückdrehen. «Die Verstärkung der Reste», hat ein anderer begeisterter Reisender 1915 geschrieben, «geht einher mit der Einbringung des Wunsches.» Der Überrest aus der Vergangenheit – Sigmund Freud nennt ihn ein bisschen ironisch «Fossil» – «soll uns in die Zukunft der Wunscherfüllung führen.»

Museen, habe ich zu Beginn zitiert, seien Zeitmaschinen, in denen unterschiedliche Zeiten aufeinandertreffen: die, in der die Objekte entstanden sind, die der Besucher, die des Museums selbst, die unsichtbar bleibt. Auch der Tourismus ist eine solche Zeitmaschine; der seine eigene, unsichtbare, eigene Zeit hat. In der Innerschweiz ist der Tourismus bis heute unantastbar, er ist die Wunderbranche, die nie kritisiert wird und alles darf. Das hat weniger damit zu tun, dass er so profitabel gewesen wäre – im Gegenteil, der Fremdenverkehr verlief in abrupten Aufwärts- und Abwärts-Kurven mit ordentlichen Crashes alle paar Jahrzehnte, 1871, 1914, 1929, 1973. Besonders

nachhaltig war er nie, und profitable Jobs gab es immer nur für einige wenige, die meisten waren schlechtbezahlte Saison- und Gelegenheitsarbeiten. Wie heute: Stellen Sie sich für einen kurzen Moment Luzern ohne Arbeitskräfte aus Serbien, Italien, Portugal und Sri Lanka vor – kein Hotel, kein Café, kein Restaurant würde mehr funktionieren.

Aber der Tourismus ist in Luzern und in der Innerschweiz sakrosankt, weil er der Region eine selbstgemachte künstliche Vergangenheit geliefert hat, Bilder vom idyllischen Früher, die einem die echte vom Hals schafft. Die Idyllen von Turner und Kollegen und die Bilder in den Köpfen der Betrachter, die sie erzeugten, haben die ziemlich komplizierte und insgesamt eher düstere Geschichte des Kantons Luzern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Armut, massenhafte Auswanderung, Unruhen, Bürgerkriege, politische Morde – wie von Zauberhand verschwinden lassen und Stadt und Region in die Wunderwelt einer guten alten Zeit versetzt: einer guten alten Zeit, die es niemals gegeben hat, die aber bis heute umso stärker nachwirkt. Kein Wunder, dass die Innerschweiz den Tourismus so sehr mag.

Und wer glaubt, Reisetress und Overtourism seien exklusive Merkmale des 21. Jahrhunderts, der soll den Bericht der Engländerin Jemima Morrell nachlesen, in dem sie 1863 ihre Reise durch die Schweiz schildert – belagert von aufdringlichen Gepäckträgern und Souvenirverkäufern, immer in Zeitnot. Die arme Frau muss alle Sehenswürdigkeiten von Luzern plus Mittagessen in nur vier Stunden absolvieren; und der Fremdenführer beim Löwendenkmal, in roter Uniform der Schweizergarde, gibt sich – 70 Jahre nach dem Sturm auf die Tuilerien – als Überlebender des heroischen Gefechts aus.⁴ Oder anders gesagt: An die echten, starken touristischen Erlebnisse von früher, wie William Turner sie auf seinen Bildern so erfolgreich festgehalten hat, an die muss man – wie an den Weihnachtsmann, den Osterhasen und die unbefleckte Empfängnis – einfach glauben.

⁴ Jemima Morrell: Miss Jemimas Journal. Eine Reise durch die Alpen, Berlin 2014, S. 112 f.